

— OVID —
METAMORPHOSEN



In Prosa übertragen
und mit einem Glossar versehen
von Hermann Heiser

Ovid — Metamorphosen

Ovid

Metamorphosen

In Prosa übertragen
und mit einem Glossar versehen
von Hermann Heiser

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2019

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: skh-softics / coverart

Umschlagabbildung: akg-images, AKG196100 C. Saraceni, Dädalus warnt Ikarus

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN 978-3-8260-6793-8

www.koenigshausen-neumann.de

www.libri.de

www.buchhandel.de

www.buchkatalog.de

Inhalt

Buch I

Prolog	13
Die Erschaffung der Welt aus dem Chaos	14
Die vier Weltalter	16
Die Giganten	18
Lykaon	19
Die Sintflut	22
Deukalion und Pyrrha	24
Python	27
Daphne	28
Io	31
Syrinx	34
Der Tod des Argus. Ios Errettung	35
Phaëthon	36

Buch II

Die Heliaden, die Töchter des Sonnengottes	47
Kyknus	48
Sols Trauer und Wut	49
Kallisto	50
Der Rabe. Koronis. Korone, die Krähe.	
Nyktimene, die Eule	54
Okyrhoë	58
Battus	59

Aglauros	61
Europa	64

Buch III

Kadmus.....	66
Aktäon.....	70
Semele.....	74
Tiresias.....	76
Narziss und Echo	77
Pentheus	83
Die tyrrhenischen Seeleute	86

Buch IV

Die Töchter des Minyas	91
Pyramus und Thisbe.....	93
Venus und Mars	96
Leukothoë und Klytië	97
Salmakis und Hermaphrodit.....	100
Das Ende der Minyastöchter	104
Ino, Athamas und Melikertes	105
Die sidonischen Frauen.....	109
Kadmus und Harmonia.....	110
Perseus und Atlas.....	111
Perseus und Andromeda	113
Medusa.....	117

Buch V

Der Kampf des Phineus gegen Perseus	119
Prötus. Polydektes	126

Pegasus.....	127
Pyreneus	128
Die Töchter des Piërus, die Piëriden.....	129
Ceres und Proserpina. Kyane. Die Sternechse. Askalaphus. Die Sirenen	130
Arethusa	138
Triptolemus und Lynkus	141
Das Ende der Piëriden.....	141

Buch VI

Arachne	143
Niobe.....	148
Die lykischen Bauern.....	153
Marsyas.....	155
Pelops.....	156
Tereus, Prokne und Philomela	156
Boreas und Orithyia	165

Buch VII

Jason und Medea.....	168
Äson.....	174
Pelias	178
Medeas Flucht nach Korinth	180
Medeas Rache an Jason. Medea in Athen. Ägeus und Theseus.....	182
Minos auf Ägina. Kephalus.	184
Äakus und die Pest auf Ägina	186
Die Myrmidonen	189
Kephalus und Prokris	191
Der Hund des Kephalus und das Biest.....	194
Prokris' Tod.....	196

Buch VIII

Skylla und Nisus	199
Das Labyrinth. Minotaurus. Ariadne	204
Dädalus und Ikarus.....	205
Perdix.....	207
Die kalydonische Eberjagd. Meleager und Atalante.....	208
Meleagers Ende	214
Meleagers Schwestern.....	216
Theseus bei Achelous: die Echinaden, Perimele.....	217
Philemon und Baukis.....	219
Erysichthon und seine Tochter.....	223

Buch IX

Achelous und Herkules.....	229
Nessus	232
Tod und Apotheose des Herkules	234
Alkmene, Galanthis und die Geburt des Herkules	238
Lotis und Dryope	240
Iolaus	243
Byblis und Kaunus.....	245
Iphis	252

Buch X

Orpheus und Eurydike.....	257
Zyparissus.....	261
Das Proömium des Orpheus	263
Ganymed. Hyazinthus	263
Die Kerasten. Die Töchter des Propötus.....	265
Pygmalion.....	266
Myrrha.....	268
Adonis	275

Hippomenes und Atalante	277
Der Tod des Adonis.....	282

Buch XI

Der Tod des Orpheus	284
Midas	287
Apollo, Pan und Midas	289
Laomedon.....	290
Peleus und Thetis.....	292
Dädalion und Chione	293
Der Wolf der Psamathe.....	296
Keÿx und Alkyone.....	298
Äsakus	307

Buch XII

Die Griechen in Aulis. Iphigenie	309
Fama	310
Achill und Kyknus	311
Käneus	315
Der Kampf der Lapithen und Zentauren	316
Das Ende des Käneus	324
Periklymenus.....	326
Der Tod des Achill.....	328

Buch XIII

Der Streit um die Waffen Achills: Ajax und Ulixes.....	331
Hekuba, Polyxena, Polydorus, Polymestor	345
Memnon	351
Äneas' Flucht aus Troja. Die Töchter des Anius.....	353

Der Kessel des Alkon:	
die Töchter Orions und die Koronen.....	355
Von Delos nach Sizilien.....	356
Galatea und Akis, Polyphem.....	357
Skylla und Glaukus.....	362

Buch XIV

Glaukus, Kirke und Skylla.....	366
Äneas bei Dido. Die Kerkopen.....	369
Sibylle. Äneas in der Unterwelt.....	370
Achämenides.....	371
Die Irrfahrten des Ulixes: Äolus, Lästrygonen, Kirke.....	374
Picus und Canens.....	377
Äneas' Ankunft in Latium.	
Diomedes und seine Gefährten.....	381
Der apulische Hirte.....	384
Die Schiffe des Äneas.....	385
Ardea.....	386
Ende und Vergöttlichung des Äneas.....	387
Pomona und Vertumnus.....	388
Iphis und Anaxarete.....	390
Romulus und der Krieg mit den Sabinern.....	393
Die Vergöttlichung des Romulus.....	394
Hersilia.....	395

Buch XV

Myskelus.....	397
Pythagoras.....	399
Egeria. Hippolytus.....	413
Tages. Romulus. Cipus.....	415
Äskulap.....	418
Cäsar und Augustus.....	422

Epilog.....	427
Verzeichnis der Personen- und Ortsnamen	428
Zur Übersetzung	499
Zur Textgestaltung.....	500

Buch I

Prolog

Ich will davon erzählen, wie Gestalten in neue Formen verwandelt wurden. Götter – ihr habt ja diese Verwandlungen herbeigeführt –, haucht meinem Vorhaben euren Geist ein und führt mein Gedicht vom Ursprung der Welt ununterbrochen fort bis in meine Zeit!

Die Erschaffung der Welt aus dem Chaos

Bevor es das Meer gab, Land und den Himmel, der alles überdacht, hatte die Natur, wohin man schaute, nur ein einziges Aussehen. Chaos war das Wort dafür – eine rohe, gestaltlose Masse, träges Gewicht bloß, ein zu einem Klumpen verdichteter Haufen zusammenhangloser, nicht zueinander passender Grundstoffe. Noch spendete kein Sonnengott der Welt Licht, noch ließ keine Mondin ihre Sichel zur Scheibe wachsen, noch schwebte keine Erde in einer Hülle von Luft, vom Gewicht ihrer Lasten im Gleichgewicht gehalten, noch hielt keine Meergöttin Amphitrite mit ihren Armen den Saum weiter Länder umspannt. Zwar gab es Erde, Wasser und Luft, doch war die Erde unbegehrbar, das Wasser nicht geschaffen, um schwimmend darin zu leben, und die Luft war ohne Licht. Nichts an einer Gestalt war von Dauer, eins stand dem anderen im Weg, weil in ein und demselben Körper kalt gegen heiß, feucht gegen trocken, weich gegen hart, Schwereloses gegen Schweres ankämpfte, sich aber keines gegen das andere durchsetzen konnte.

Diesen Kampf beendete schließlich ein Gott, indem er in den ursprünglichen Zustand der Natur verbessernd eingriff und ihr dadurch zur Überlegenheit verhalf: Er trennte nämlich vom Himmel die Erde, von der Erde das Wasser, und den reinen Himmel schied er von der dichten, dunstigen Luft. Und als er ihr Durcheinander entwirrt und sie aus dem undurchschaubaren Haufen des Chaos herausgelöst hatte, verband er sie durch diese Trennung zugleich zu einem neuen friedlichen Nebeneinander: Die feurige Kraft der schwerelosen Himmelskuppel blitzte auf und schuf sich ganz oben den Platz, darunter die Luft und, dichter als beide – zog sie doch die gröberen Elemente an sich –, die Erde, durch ihr Gewicht ganz nach unten gedrückt. Ringsum aber strömte das Wasser, besetzte den Rand und umschloss so den festen Erdkreis.

Welcher Gott es auch gewesen war – kaum hatte er die ungeordnete Masse in ihre Bestandteile zerlegt und neu geordnet, ballte er die Erde, damit sie auf allen Seiten gleich sei, zu einer großen Kugel. Dann verteilte er die Meere, ließ sie durch Stürme anschwellen und die Küsten der Erde umgeben. Quellen schuf er dazu, riesige Seen und Teiche; Flüsse schlängelten sich in ihrem Bett zu Tal, versickerten oder ergossen sich ins weite Meer und stießen mit ihren Wellen nicht mehr an enge Ufer, sondern an weitläufige Strände und Küsten. Die Ebenen ließ er sich ausdehnen, die Täler sich senken und die felsigen Gebirge sich aufrichten. Nach dem Vorbild des Himmels, den rechts und links je zwei Zonen durchschneiden, und die fünfte in der Mitte ist die heißeste – nach diesem Vorbild kümmerte sich der Gott auch um die Erde und teilte sie in fünf Zonen: die mittlere ist wegen der Hitze unbewohnbar, hoher Schnee dagegen bedeckt die beiden äußeren, und denen, die er dazwischen gesetzt hat, gab er – eine Mischung aus Kälte und Hitze – ein gemäßigtes Klima.

In der schweren Luft darüber (die Luft ist ja schwerer als Feuer, so wie Erde auch schwerer ist als Wasser) siedelte er Nebel und Wolken an und den Donner, damit er die Menschen erschreckt, und Blitze und eisige Winde, die die Luft zu Frost erstarren lassen. Doch den Winden überließ der Erbauer der Welt den Himmel nicht uneingeschränkt; auch heute noch ist ihnen kaum Einhalt zu gebieten, dass sie die Welt in Fetzen reißen, obwohl jeder sich doch in einem anderen Bereich austobt, so zerstritten sind die Geschwister untereinander. Eurus, der Ostwind, hat sich zum Morgenrot zurückgezogen, zum Reich der Nabatäer, nach Persien und zu den Gebirgen, auf denen morgens die ersten Strahlen der Sonne liegen. Die Küstenstreifen, die am Abend von der untergehenden Sonne erwärmt werden, sind dem Zephyr, dem Westwind, am nächsten. Ins Land der Skythen und in den Norden ist Boreas vorgestoßen, der Nordwind, und lässt die Menschen dort bibbern und schauern. Die gegenüberliegende Seite der Erde liegt ständig unter Wolken und der Boden ist getränkt von den Regengüssen des Südwindes, des Auster. Und über all dies setzte er oben drauf den Äther, schwerelos und ohne irdenes Gewicht.

Kaum hatte er die vorgenommene Einteilung mit klaren Abgrenzungen gesichert, blitzten auf einmal am ganzen Himmel die bisher in der dunklen Masse versteckten Sterne auf, und damit nichts unbelebt sei, bevölkerten mit ihnen Göttergestalten den Himmel. Schuppenglänzende Fische bekamen das Wasser als Lebensraum, die Erde nahm Tiere auf und die Luft, von ihrem Flügelschlag bewegt, die Vögel.

Indes fehlte noch ein Lebewesen, das erhabener war, fähig zu höherer Einsicht, und das über die anderen herrschen konnte: der Mensch. Mag sein, dass der Schöpfer ihn aus göttlichem Stoff machte, mag sein, dass der jungen und gerade erst vom Äther getrennten Erde noch Stoffe des Himmels, mit dem sie ja vorher vermischt gewesen war, anhafteten – auf jeden Fall mischte der Sohn des Iapetus, Prometheus, die Erde mit Regenwasser und formte sie nach dem Aussehen und dem Ebenbild der die Welt regierenden Götter. Und während die übrigen Lebewesen nach vorne geneigt den Blick auf den Boden heften, gab er dem Menschen ein Gesicht, das nach oben schaut an den Himmel und hoch zu den Sternen. So erhielt die Erde, eben noch roh und ohne Gestalt, nun, nachdem sie neu geformt war, die bisher unbekanntem Gestalten der Menschen.

Die vier Weltalter

Zuerst wurde das goldene Zeitalter geschaffen, in dem verlässliches, rechtes Handeln ohne die Notwendigkeit eines strafenden Richters ganz von selbst und ohne den Zwang eines Gesetzes herrschte. Strafe und somit auch die Furcht vor ihr gab es nicht, man las auch keine Strafandrohungen auf ehernen Gesetzestafeln, keine um Gnade flehende Schar harnte in banger Erwartung eines Richterspruchs, sondern man lebte ohne einen Bestrafer in unbedrohter Sicherheit. Noch war die Fichte nicht gefällt und von ihrem heimischen Gebirge herab ins Meer gestiegen, um als Schiff unbekanntem Gegenden der Erde aufzusuchen, und die Menschen kannten keine andere Küste als die eigene. Noch umgaben keine tiefen Gräben die Städte zum Schutz, keine Trompete blies zum Angriff, kein gebo-

genes Kriegshorn, keinen Helm gab es, kein Schwert. Ohne Wehr, ohne Soldaten lebten die Völker sorglos in Frieden und Ruhe. Die Erde gab ohne Zwang, unberührt von der Hacke und von keiner Pflugschar verletzt, alles von sich aus her, und die Menschen, zufrieden mit dem, was von selbst wuchs, sammelten Beeren und Obst, pflückten Brombeeren aus dornigem Gestrüpp und lasen vom Boden die Eicheln, wenn sie von Jupiters ausladendem Baum gefallen waren. Nie hatte der Frühling ein Ende, sanft strich lauer Wind über Blumen, die keiner gesät hatte. Ungepflügt trug die Erde von selbst Früchte, brauchte auch nach der Ernte nicht bearbeitet zu werden, sondern schimmerte schon bald wieder gelb von im Wind sich wiegenden schweren Ähren. Da floss Milch in Strömen, da floss Nektar, und gelber Honig tropfte von jungen Eichen.

Als dann Saturn ins Dunkel des Tartarus gestürzt war und Jupiter die Weltherrschaft übernommen hatte, folgte das Geschlecht des silbernen Zeitalters, weniger gut als das goldene, doch wertvoller als das eiserne, das ihm folgte. Jupiter kürzte die Zeit des einstigen Frühlings und ließ statt dessen das Jahr durch vier Zeiträume laufen: durch Winter, Sommer, unbeständigen Herbst und einen nur kurzen Frühling. Damals geriet zum erstenmal, versengt von der Hitze, die Luft ins Glühen, zum erstenmal hing, von klirrender Kälte erstarrt, das Eis in Zapfen und zum erstenmal suchten da Menschen Schutz und Unterschlupf in Höhlen, dichtem Gebüsch und selbst gefertigtem Flechtwerk. Und zum erstenmal auch wurden da Samenkörner in lange Furchen gelegt, und es quälten sich stöhnend die vor den Pflug gezwungenen Ochs.

Das dritte Geschlecht, das danach kam, war aus Erz: gewalttätiger, schneller bereit zum Griff nach der Waffe, doch noch nicht völlig verroht.

Das letzte nun ist von hartem Eisen. Sofort brach in die Zeit des wertloseren Metalls jede Form von Unrecht herein: Die Scheu vor Unrecht ging verloren, Wahrheit und Verlässlichkeit verschwanden, Betrug und Hinterlist, Heimtücke und Gewalt und Habsucht, Ursache vieler Verbrechen, traten an ihre Stelle. Segel stellte man in den Wind, mit dem ein Seemann noch gar nicht vertraut war, und Bäume, die vor-

her hoch auf den Bergen gestanden hatten, tanzten als Schiffs-
kiel auf ungewohnten Wellen. Den Boden, einst Allgemeingut
wie Sonne und Luft, steckten Landvermesser ab und grenzten
zum erstenmal Grundstücke ein. Nicht mehr nur Saaten und
Nahrung verlangte man dem ertragreichen Boden ab, sondern
drang auch in die Eingeweide der Erde vor und grub aus der
Tiefe nahe der Unterwelt ihre Schätze aus – Verlockung zu al-
lem Bösen. Denn kaum waren das schädliche Eisen und, schäd-
licher noch als Eisen, das Gold ans Licht gekommen, da bricht
schon der erste Krieg aus, der beides zum Kampf verwendet,
und schlägt mit blutiger Hand rasselnd die Waffen zusammen.
Leben heißt rauben: Kein Gast ist vor dem Gastgeber sicher,
der Schwiegervater nicht vor dem Schwiegersohn, selbst un-
ter Geschwistern ist Redlichkeit selten. Der Mann trachtet der
Frau nach dem Leben, sie ihrem Mann, böse Stiefmütter mi-
schen tödliches Gift und den Sohn beschäftigt lange vor der
Zeit die Frage nach der Lebenserwartung des Vaters. Die Ach-
tung vor Menschen und Göttern liegt zerschlagen am Boden
und als letzte hat auch Asträa, die Göttin der Gerechtigkeit,
die von Mord und Totschlag blutgetränkte Erde verlassen.

Die Giganten

Um den Himmel ebenso unsicher zu machen wie die Erde,
griffen, so heißt es, die Giganten ihn machtgerig an, trugen
Berge zusammen und stapelten sie aufeinander bis zu den Ster-
nen. Da zerschmetterte Jupiter, der allmächtige Göttervater,
mit einem Blitz den Olymp und haute den Pelion vom Ossa,
der unter ihm lag. Als die grässlichen Leiber der Giganten un-
ter den von ihnen selbst aufgetürmten Massen verschüttet da-
lagen, habe, so sagt man, die Erde, ihre Mutter, sich mit dem
vielen Blut ihrer Söhne vollgesogen, habe es, solange es noch
warm war, wieder belebt und ihm Menschengestalt gegeben,
damit ihr so noch eine Erinnerung an ihre früheren Nachkom-
men bleibe. Doch auch dieses Geschlecht verachtete die Göt-
ter im Himmel und war grausam, von unstillbarem Blutdurst

und gewalttätig. Man sah ihm an, dass es aus Blut entstanden war.

Lykaon

Als Saturns Sohn Jupiter von der Höhe seiner Himmelsburg herab das alles sah, musste er tief aufseufzen. Er erinnerte sich nämlich auch an eine schreckliche Tat, die erst vor kurzem geschehen war und sich noch kaum herumgesprochen hatte: an die widerliche Bewirtung bei Lykaon, und gewaltiger Zorn packte ihn, ein Zorn, wie er Jupiter wohl ansteht. Er rief die Götter zu einer Versammlung, und die folgten prompt sie seiner Einladung.

Hoch oben verläuft eine Straße, deutlich sichtbar bei klarem Nachthimmel, die Milchstraße, und tatsächlich erkennt man sie an ihrem weißlichen Schimmer. Sie ist der Weg für die Götter zum Haus und zum Palast des Götterkönigs, der die Macht über den Donner hat. An ihr entlang stehen auf beiden Seiten auch die Palasthallen der anderen hochrangigen Götter, und vor den geöffneten Pforten herrscht lebhaftes Gedränge. Das einfache Göttervolk wohnt allerdings woanders, denn hier zur Straße hin haben nur die mächtigen Himmelsbewohner ihre Häuser gebaut. Es ist der Ort, den ich mich nicht scheuen würde, wenn mir die Kühnheit erlaubt ist, den Palatin, die Kaiserresidenz des Himmels nennen.

Nachdem sich alle in den marmorverkleideten Beratungssaal zurückgezogen und Platz genommen hatten, schüttelte Jupiter auf seinem erhöhten Thron, gestützt auf sein Elfenbeinzepter, drei-, viermal sein furchteinflößendes Haupt mit dem langen Haar, wodurch alleine schon Erde, Meer und Sterne erbebten. Dann machte er seinem Unmut Luft:

„Selbst damals war ich nicht so besorgt um den Fortbestand unserer Weltherrschaft, als die schlangenfüßigen Giganten jeder mit hundert Armen nach dem Himmel griffen. Obschon der Feind gefährlich war, ging dieser Krieg doch nur von *einer* Gruppe aus und hatte nur *eine* Ursache. Jetzt dagegen muss ich die gesamte Menschheit mit Stumpf und Stiel aus-

rotten, soweit Nereus mit seinem Meer die Erde umfasst. Bei den Flüssen der Unterwelt, die tief unter der Erde durch den Hain der Styx fließen, schwöre ich: Alles wurde von mir bisher versucht, doch was nicht heilbar ist, muss mit dem Schwert abgehauen werden, damit nicht auch der gesunde Teil in Mitleidenschaft gezogen wird. Ich habe Halbgötter, Gottheiten in ländlicher Natur, Nymphen, Faune, Satyrn und Silvane, die in den Bergen hausen. Wenn wir sie schon nicht hier bei uns im Himmel haben wollen, so sollten wir es ihnen doch wenigstens ermöglichen, die Erde, die wir ihnen als Lebensraum zur Verfügung gestellt haben, in Ruhe bewohnen zu können. Glaubt ihr, Götter, *sie* seien ausreichend sicher, wenn ein wegen seiner Grausamkeit berühmter Mann wie Lykaon es sogar auf *mich*, den Blitzeschleuderer und euren Herrscher, abgesehen hat?“

Da ging ein Raunen durch die Reihen und alle verlangten leidenschaftlich und entschieden die Bestrafung dessen, der so etwas gewagt hatte. (Genauso war, als eine Verbrecherbande mit ihrem wahnsinnigen Anschlag auf das Leben von Caesar Augustus auch das ganze römische Volk treffen und vernichten wollte, die Menschheit entsetzt bei der Schreckensvorstellung einer so plötzlichen Katastrophe, und die ganze Welt hielt zitternd den Atem an. Und du, Augustus, freust dich über die Anteilnahme deiner Bürger nicht weniger, als sich damals Jupiter über die der anderen Götter gefreut hatte). Jupiter hob die Hand, damit wieder Ruhe einkehrte, und als das Gemurmel sich gelegt hatte, sagte er:

„Keine Angst! Lykaon hat seine Strafe schon erhalten. Doch ich muss euch ja noch schildern, was er überhaupt getan hat, und wie ich ihn bestraft habe. Mir war zu Ohren gekommen, wie schlimm es damals um die Zeit stand. Weil ich das Gerede nicht wahrhaben wollte, glitt ich vom Olymp herab und sah mich als Gott in Menschengestalt persönlich auf der Erde um. Es würde zu lange dauern, wollte ich aufzählen, wie viele strafwürdige Vergehen ich überall entdeckt habe. Die Wirklichkeit übertraf noch bei weitem alles, was ich gehört hatte.

Ich hatte das Mänalusgebirge, ein gruseliges Versteck für wilde Tiere, durchquert, hatte Kyllene samt den Pinienwäldern der eisigen Lykäus-Berge hinter mir gelassen und be-

trat, als schon die Abenddämmerung ins Land zog, das Gebiet des arkadischen Tyrannen Lykaon und sein ungastliches Haus. Durch verschiedene Hinweise gab ich zu verstehen, dass ein Gott gekommen sei, und die Menschen begannen auch sogleich zu beten, aber Lykaon hatte nur Spott für ihre Frömmigkeit übrig und sagte: ‚Ich werde mit einer absolut sicheren Methode herausfinden, ob der da überhaupt ein Gott ist. Oder nicht doch ein Sterblicher. Dann wird die Wahrheit unzweifelhaft ans Licht kommen.‘

Noch in der Nacht versuchte er mich im Schlaf zu ermorden. Das war seine Art, die Wahrheit herauszufinden. Doch damit nicht genug. Als der Anschlag misslang, schnitt er einem Mann aus Molossis, den er bei sich am Hof als Geisel hatte, mit seinem Dolch die Kehle durch, kochte die Körperteile, noch bevor sie kalt waren, teils in heißem Wasser, teils briet er sie über dem Feuer und tischte sie mir als Gericht auf. Da bringe ich mit meinem Racheblitz sein gottloses Haus zum Einsturz! Erschrocken rennt er davon, und als er weit draußen auf dem Land, wo es still ist, zu sprechen versucht, gelingt es ihm nicht, bloß ein Heulen kommt aus seiner Kehle. Wut und Fressgier ballen sich in seinem Rachen zusammen, und so fällt er wie vorher im Blutrausch mordend nun übers Vieh her. Seine Kleidung geht in dichtes Fell über, in Vorderläufe die Arme – er ist ab jetzt ein Wolf, behält aber noch Spuren seines früheren Aussehens: das Grau des Haares, die gewalttätige Fratze, das Glühen in den Augen und überhaupt die brutale Wildheit seines ganzen Verhaltens.

Ein Haus ist damit gestürzt, doch nicht nur ein Haus verdient unterzugehen. Denn über die ganze Erde hin herrscht die Dämonin des Wahnsinns, Erinys. Man könnte glauben, alle hätten sich zu Verbrechen verschworen. Deshalb sollen auch alle auf der Stelle die Strafe erhalten, die sie verdient haben! Mein Entschluss steht fest.“

Zwar stimmt ein Teil der Götter Jupiters Worten lautstark zu und schürt noch das Feuer seiner Erregung, andere nicken zustimmend, andererseits schmerzt alle auch wiederum der Verlust der Menschheit und man fragt sich, wie die Erde künftig ohne sie aussehen soll, wer dann noch Weihrauch

auf den Altären opfert, und ob Jupiter gar vorhabe, die Erde den Horden wilder Tiere zur Verwüstung zu überlassen. Fragen und Befürchtungen dieser Art wiegelt der Götterkönig ab, man solle es nur seine Sorge sein lassen. Und dann verspricht er ein neues Geschlecht, der früheren Menschheit nicht ähnlich und mit einer ganz außergewöhnlichen Entstehungsgeschichte.

Die Sintflut

Er war schon im Begriff, seine Blitze auf die ganze Erde niederprasseln zu lassen, doch dann bekam er es mit der Angst, der Götterhimmel könne Feuer fangen. Zudem erinnerte er sich eines alten Schicksalsspruchs, dass einmal die Zeit komme, da Meer, Erde und der Himmelspalast von Flammen erfasst in Brand geraten und das mühsam aufgebaute Weltgebäude am Rande des Untergangs stehen werde. Also legt er die von den Zyklopen geschmiedeten Blitzgeschosse wieder beiseite und entscheidet sich für eine andere, gegenteilige Strafe: die Menschheit zu ertränken und zu diesem Zweck die Erde in Regen und Wolkenbrüchen untergehen zu lassen.

Sofort sperrt er den Nordwind und alle anderen, die sonst die Regenwolken vertreiben und Trockenheit bringen, in der Höhle des Äolus ein, nur Notus, den Südwind, lässt er los. Der fliegt mit feuchten Schwingen, das Schrecken einflößende Gesicht in pechschwarze Finsternis gehüllt. Sein Bart ist schwer vom Regen, Wasser rinnt aus dem grauen Haar, um die Stirn lagert Gewölk und aus Federn und Gewand tropft es unablässig. Und wie er nun mit der Hand die verstreut herabhängenden Wolken zusammenpresst, dass sie platzen, da gibt es ein Krachen – und dann stürzen gewaltige Wassermassen in Wolkenbrüchen vom Himmel herab. Immer wieder schöpft Iris, Junos regenbogenfarbene Botin, das Wasser von Neuem, bringt es den Wolken wieder nach oben und füttert sie damit. Zu Boden gepeitscht wird das Korn und es liegt, von den Bauern beklagt, die Frucht ihrer Gebete und Wünsche vernichtet

da – umsonst, verloren, vertan all die Arbeit und Mühen eines langen Jahres.

Doch nicht nur mit den Gewalten am Himmel gibt Jupiters Zorn sich zufrieden. Sein Bruder mit dem meerblauen Haar, Neptun, steht ihm zur Seite und hilft ihm von unten mit dem Wasser des Meeres. Und die Flüsse bestellt der Meergott zu sich, und als sie das Haus ihres Herrn betreten haben, befiehlt er ihnen: „Es braucht jetzt keine lange Ermahnung. Lasst einfach ungehindert eure Gewalten los! *Das* ist jetzt nötig! Tut eure Häuser auf! Räumt den Felsblock aus dem Weg, der sie verschließt! Und dann lasst euch durch nichts mehr aufhalten!“ So sein Befehl. Die kehren heim, öffnen den Schlund ihrer Quellen und fluten die Erde und wälzen sich unaufhaltsam dem Meer zu. Neptun selbst rammte seinen Dreizack in die Erde, dass sie erschütterte, und bahnte durch das Beben dem Wasser seinen Weg. Die Flüsse traten über die Ufer, fielen über die Fluren und Felder her, rissen Saat und Bäume und Vieh und Menschen und Häuser mit sich und Tempel samt ihren heiligen Bildern. Und wenn doch einmal ein Haus stehen blieb und der gewaltigen Katastrophe unzerstört trotzen konnte, stand doch bald das Wasser bis übers Dach. Selbst Türme wurden von Strudeln verschluckt.

Schon war zwischen Erde und Meer kein Unterschied mehr. Alles war eine einzige Fläche aus Wasser. Nirgends ein Küstenstreifen. Hier erklimmt noch ein Mensch einen Hügel, dort sitzt einer im gebogenen Kahn und führt die Ruder da, wo er vor kurzem noch gepflügt hatte. Hier fährt einer im Boot übers Kornfeld oder den Giebel seines untergegangenen Hauses, ein anderer angelt aus dem Wipfel einer Ulme einen Fisch. Wenn es der Zufall will, greift der Anker auf grüner Wiese oder der Kiel streift einen versunkenen Weinberg. Wo eben noch magere Ziegen grasten, lagern nun pralle Robben. Verwundert betrachten die Töchter des Meergottes Nereus die Gärten und Städte und Häuser unter Wasser. Delphine wohnen in Wäldern und stoßen gegen hohes Geäst und rammen die Stämme. Der Wolf schwimmt mitten unter Schafen, das Wasser trägt gelbbraune Löwen und Tiger trägt es mit sich. Dem Eber nützen nichts mehr seine Kräfte, stark wie ein Blitz, nichts mehr dem

Hirsch, vom Wasser weggerissen, seine flinken Beine, und auf der Suche nach Land, wo er sich niederlassen könnte, stürzt der schweifende Vogel nach endlosem Flug mit erschöpften Schwingen ins Meer.

Inzwischen hatte die riesige See in schrankenloser Willkür die Hügel unter sich begraben und die Brandung schlug nun – was es noch nie gegeben hatte – an die Gipfel der höchsten Berge. Der größte Teil der Menschheit wird ein Raub der Wellen. Wen sie verschont haben, den zermürbt und bezwingt nach langer Entbehrung der Hunger.

Deukalion und Pyrrha

Die Böoter trennt von der Landschaft am Ötagebirge Phokis, ein fruchtbares Land – als es noch Land war; jetzt war es ein Teil des Meeres, und nur die beiden Gipfel eines Berges ragten aus der endlosen Wasserwüste und über die Wolken hinaus in den Himmel, die Gipfel des Parnass. Als dort Deukalions kleines Floß, auf dem er mit seiner Frau Pyrrha dahintrief, hängengeblieben war, gingen beide an Land und beteten zu den dortigen Nymphen und Berggöttern und zur weissagenden Themis, der damals das Orakel *von Delphi ganz in der Nähe* gehörte. Nie war ein Mann besser und gerechter gewesen als Deukalion, keine Frau hatte die Götter mehr verehrt als Pyrrha.

Wie Jupiter nun die Erde von Schlamm und Wasser überschwemmt als morastigen Sumpf daliegen sieht und feststellt, dass von all den tausenden Menschen nur ein Mann und eine Frau überlebt haben, beide unschuldig, beide noch voller Gottvertrauen, reißt er die Wolken auseinander, holt den Nordwind, dass er den Regen vertreibt, und zeigt dem Himmel wieder die Erde und der Erde das Blau des Himmels. Der tosende Wellengang des Meeres legt sich, und nachdem auch Neptun den Dreizack beiseitegelegt und die Wogen wieder geglättet hat, ruft er den wasserblauen Triton, seinen Sohn, der aus der Tiefe des Meeres taucht, und Muscheln wachsen auf seinen Schultern – den ruft er und heißt ihn ins Muschelhorn blasen und Fluten und Flüsse zurückrufen. Der setzt das schneckenförmige

Horn an den Mund, und sein Ton hallt weit übers Meer bis an die Küsten im Osten und Westen, und kaum hat er, triefend den Bart, zum Rückzug geblasen, gehorchen ihm sämtliche Wasser – Meere und Flüsse. Küsten und Ufer tauchen auf, das Wasser fällt, strömt zurück in die Flussbetten, und erste Hügel zeigen sich wieder. Und wie der Wasserspiegel sinkt, so wächst das Land, und die Bäume tragen – Zeichen der Zeit unter Wasser – kahle, verschlammte Kronen. Die Erde war wieder da!

Doch als Deukalion sie so sieht, so öde, so leer, und dass ringsum in den trostlosen Gegenden Totenstille herrscht, da füllen sich seine Augen mit Tränen. „Pyrrha“, sagt er, „Gefährtin, Frau, einzige Überlebende! Neben unserer Herkunft und unserer Ehe hat uns nun auch die gemeinsam bestandene Gefahr noch enger aneinander gebunden. Wir beide sind jetzt auf der ganzen Erde, auf die die Sonne vom Morgen bis zum Abend schaut, die einzigen Bewohner, alles andere ist dem Meer zum Opfer gefallen. Und selbst jetzt können wir nicht sicher sein, dass wir am Leben bleiben, denn immer noch machen mir die dunklen Wolken Angst. Was würdest du fühlen, Ärmste, wenn du ohne mich mit dem Leben davongekommen wärest? Könntest du allein deine Angst ertragen? Wer sollte dich trösten in deinem Schmerz? Wenn aber das Meer dich mir genommen hätte, würde ich, glaub mir, dir folgen; dann sollte es auch mich haben. Könnte ich doch wie mein Vater Prometheus wieder aus Lehm Menschen formen und ihnen Leben einhauchen! So aber besteht nach dem Willen der Götter die ganze Menschheit nur noch aus uns beiden, wir sind die letzten unserer Art!“ Und dann mussten beide weinen.

Schließlich beschlossen sie, die göttliche Macht der Themis anzuflehen und Hilfe bei ihrem heiligen Orakel zu holen. Sie gingen auf kürzestem Weg zum Kephisis-Fluss, der zwar noch kein klares Wasser führte, aber schon wieder in seinem alten Bett verlief. Dort besprengten sie Kleidung und Kopf mit Wasser und wandten sich dem Tempel der Göttin zu, an dessen Giebel noch hässlicher Tang klebte und auf dessen Altar kein Feuer mehr brannte. Als sie die Stufen erreicht hatten, warfen sich beide zu Boden, küssten scheu den kalten Stein und sprachen: „Wenn Götter sich durch Gebete bewegen lassen, ihren

Zorn abzulegen, dann sage uns, Themis, wodurch der Schaden zu heilen ist, den die Menschheit erlitten hat, und hilf, Gnädige, der untergegangenen Welt!“

Die Göttin ließ sich bewegen und gab ihnen folgendes Orakel: „Geht aus dem Tempel, bedeckt euren Kopf, legt den Gürtel ab und werft die Gebeine eurer Mutter über die Schulter nach hinten!“ Verduzt, ja bestürzt standen sie eine ganze Weile da, bis Pyrrha als erste das Schweigen brach und sich weigerte dem Auftrag der Göttin Folge zu leisten. Mit Angst in der Stimme bittet sie sie um Vergebung, fürchtet sie doch, die Seele der Mutter durch das Werfen der Gebeine zu kränken. Sie wiederholen im Stillen die dunklen Worte des Orakels, drehen und wenden sie hin und her, um ihren Sinn zu begreifen – bis auf einmal Deukalion Pyrrha beruhigt, indem er sagt: „Täusche ich mich oder verlangt das Orakel gar keinen respektlosen Frevel? Unsere Mutter – damit ist die Erde gemeint! Und die Gebeine in ihrem Körper, denke ich, sind die Steine! Die sollen wir über die Schulter werfen!“ Diese Deutung leuchtet Pyrrha zwar ein, doch Zweifel bleiben, so sehr misstrauen beide noch dem Auftrag der Göttin. Doch was kann ein Versuch schaden?

Sie ziehen los, bedecken den Kopf, legen den Gürtel ab und werfen Steine hinter sich. Und was jetzt geschah, würde kaum jemand glauben, wenn nicht das Alter der Sage es bezeugte: Diese Steine begannen ihre Härte und Festigkeit zu verlieren, wurden weich und weicher und nahmen Gestalt an. Sie wuchsen, und sobald ihre grobe, kantige Oberfläche glatter geworden war, konnte man an ihnen, wenn auch noch undeutlich, menschliche Formen erkennen, unfertig noch wie ein erst in Angriff genommener Marmorblock in der Werkstatt des Bildhauers. Was feucht und erdig am Stein war, wurde weicher Leib, was hart war und unbiegsam, zu Knochen, und die Adern im Gestein blieben auch im Körper und behielten den Namen bei. In kurzer Zeit nahmen so durch göttliches Wirken die von der Hand des Mannes geworfenen Steine die Gestalt von Männern an, die von Pyrrha geworfenen wurden Frauen. So kommt es, dass wir Menschen ein raues Geschlecht sind, erfahren im Ertragen von harter Mühsal, und legen so Zeugnis davon ab, woraus wir eigentlich stammen.

Python

Alle übrigen Lebewesen in ihrer Vielfalt brachte die Erde dann aus sich hervor, nachdem die Feuchtigkeit in ihr von der Sonne erwärmt worden war. Schlamm und Morast quollen in der Hitze auf, im nährstoffreichen Boden reiften fruchtbare Keime heran wie im Mutterleib und nahmen nach einer Zeit bestimmte Formen an. (Etwas Ähnliches passiert auch, wenn der Nil mit seinen sieben Armen nach der Überschwemmung von den wasserdurchtränkten Feldern abfließt zurück in sein Bett. Dann finden die Bauern beim Pflügen zahlloses Getier im sonnenwarmen Schlamm – oft noch unfertig und erst am Anfang seiner Entwicklung, manchmal zur Hälfte bereits ausgebildet, während die andere Hälfte noch aus Erde besteht). Durch diese Verbindung und die richtige Mischung von Feuchtigkeit und Wärme wurde neues Leben gezeugt, und obwohl Glut und Wasser sich eigentlich nicht vertragen, brachte – Eintracht in der Zwietracht – die aufgeheizte Feuchtigkeit alles hervor und war die Voraussetzung für die Entstehung neuen Lebens. Als sich die Flut verlaufen hatte, schuf so die Erde im sonnenerhitzten Schlamm ungezählte Arten – teils solche, wie es sie schon früher gab, teils völlig neue Fabelwesen.

Unfreiwillig gebar sie damals auch dich, du gewaltiger Python, eine bisher noch nie gesehene Riesenschlange, den neuen Menschen ein Schrecken – so viel Platz nahmst du auf dem Parnass ein. Diesen Python erlegte Apollo. Der Gott mit dem Bogen, der nie zuvor die Waffe benutzt hatte außer zur Jagd auf Hirsche und fluchtschnelle Rehe, streckte ihn mit tausend Pfeilen nieder, bis der Köcher fast leer war, und vom Gewicht der Pfeile, die in ihm staken, zu Boden gedrückt, troff aus seinen schwarzen Wunden giftiges Blut. Und damit die Erinnerung an diese Tat mit der Zeit nicht verlorengehe, stiftete Apollo die berühmten heiligen Wettspiele, die nach dem Namen der bezwungenen Schlange die „pythischen“ heißen. Hier erhielt jeder junge Mann, der mit der Faust, im Lauf oder Wagenrennen gesiegt hatte, einen Ehrenkranz aus Eichenlaub. Denn den Lorbeer, der später die Siegerstirn schmücken sollte,

den gab es noch nicht. Apollos Kränze waren damals noch aus den Zweigen beliebiger Bäume.

Daphne

Apollos erste Liebe war Daphne, die Tochter des Flussgottes Penëus. Anlass war nicht eine zufällige Begegnung der beiden, sondern die unbändige Wut Amors. Apollo, stolz auf den Sieg über den kürzlich erlegten Python, hatte einmal gesehen, wie Amor sich im Spannen des Bogens übte, und zu ihm gesagt: „Was gibst du dich mit Waffen ab, die für Helden gedacht sind, du dreister Wicht? Für Muskeln wie meine sind sie. Dem Wild, dem Feind bringe ich damit tödliche Wunden bei, habe gerade mit zahllosen Pfeilen den riesigen Python, den Giftbauch, zur Strecke gebracht! Beschränke du dich darauf, mit deiner Fackel in irgendwelchen Liebeshändeln herumzustochern, aber tu nicht so, als könntest du dich mit meinen Erfolgen messen!“ Venus' Sohn entgegnete darauf bloß: „Schieße mit deinem Bogen, auf wen und was du willst. *Mein* Pfeil trifft *dich*. Wie der Abstand zwischen den übrigen Lebewesen und einem Gott, so groß ist der Abstand zwischen dir und meinem Ruhm!“

Gleich nach diesen Worten stieß er flügel-schwingend durch die Luft und bezog Stellung auf dem schattigen Gipfel des Parnass. Dort zog er zwei Pfeile aus dem Köcher, deren Wirkung unterschiedlich ist: der eine vertreibt, der andere erregt Liebe. Der, der sie erregt, ist golden und seine Spitze ist scharf und funkelt. Der andere ist stumpf und hat Blei am Schaft. Mit dem traf er die Nymphe Daphne. Mit dem anderen jedoch verletzte er Apollo bis ins Mark.

Auf der Stelle erwacht in ihm die Liebe zu ihr, sie aber rennt schon beim Wort Liebe davon. Nur an der Einsamkeit der Wälder liegt ihr, an Fellen erbeuteter Tiere, will wie ihr Vorbild Diana, die Göttin der Jagd, ohne Mann bleiben. Bloß ein Stirnband bändigt ihre wilde Frisur. Viele Männer begehren sie, doch sie verschmäht sie alle, hat und duldet keinen Mann bei sich, durchstreift nur die Einöde der Wälder und schert sich nicht um Liebe, um Heirat. Oft sagte ihr Vater zu ihr: „Du

bist mir einen Schwiegersohn schuldig, Tochter.“ Und: „Enkel solltest du mir endlich schenken, mein Kind.“ Sie aber verabscheut Hochzeit, als sei sie ein Verbrechen, und schmiegt errötend die Arme um den Hals des Vaters: „Lass mich Jungfrau bleiben, lieber Vater“, sagt sie, „wie auch Dianas Vater es ihr zugestanden hat.“ Zwar gibt der Vater nach, doch hindert dich, Daphne, deine Schönheit zu sein, was du willst. Dein Wunsch ist das eine, deine Anmut, dein begehrenswertes Äußeres etwas anderes.

Und kaum hat Apollo sie erblickt, will er sie, verknallt wie er ist, haben und hofft, dass er kriegt, was er wünscht – und verlässt sich nicht auf sein eigenes Orakel und lässt sich von ihm in die Irre führen. Wie ein dürres Stoppelfeld leicht brennt nach der Ernte des Kornes, wie eine Hecke am Weg durch die Unachtsamkeit eines Wanderers, der ihr mit der Fackel zu nahe kam, in Brand gerät, so steht der Gott lichterloh in Flammen. Sein ganzer Körper lodert, und er facht durch seine Hoffnung die aussichtslose Liebe noch weiter an. Er sieht Daphnes Haar unordentlich herabhängen und sagt sich: „Wie schön sähe sie erst aus, wenn sie gekämmt wäre!“ Augen, funkelnd wie Sterne, erblickt er, sieht ihren Mund, den nur zu sehen ihm nicht genügt. Er lobt ihre Finger, die Hände, die Arme und Schultern, mehr als zur Hälfte entblößt, und was er nicht sieht, das denkt er sich schöner noch. Doch sie läuft davon, rasch wie ein Wind, und bleibt selbst dann nicht stehen, als er ihr nachruft: „Nymphe, ich bitte dich, Tochter des Penëus, warte! Ich verfolge dich nicht als Feind. Nymphe, bleib doch stehen! So rennt ja ein Schaf vor dem Wolf davon, ein Hirsch vor dem Löwen, vor dem Adler flieht so mit panischen Schwingen die Taube, ein jedes vor seinem Todfeind. Doch für mich ist Liebe der Grund, dir zu folgen... Oje, gib acht, dass du nicht fällst, dir nicht deine zarten Beine an Dornen zerkratzt, und ich bin der Grund dafür! Der Weg, den du läufst, ist steinig, ist holprig. Langsamer! Halt' an, bitte! Ich selbst will dir auch langsamer folgen... Dreh' dich doch einmal um und sieh, auf wen du so großen Eindruck machst! Ich bin kein Bergbauer, kein Bauerntrödel, kein ungehobelter Viehtreiber. Du weißt nicht, blind wie du bist, du weißt ja gar nicht, vor wem du davonläufst.

Nur weil du es nicht weißt, läufst du. Mir gehören Delphi und Klaros, die Insel Tenedos und die Königsstadt Patara! Jupiter ist mein Vater! Ich künde, was ist, was war und was sein wird! Durch mich begleitet die Leier das Lied! Ich bin der Herr des Bogens, von einem nur jetzt übertroffen, der mich in die Brust traf. Die Heilkunst ist meine Erfindung, der ganzen Welt gelte ich als Helfer, ich gebe den Kräutern ihre heilende Kraft. Doch versagt hier meine Kunst: kein Kraut gibt's, das von der Liebe heilt. Ich kann mir in diesem Falle selber nicht helfen...“

Und während er redete und redete und kein Ende fand, floh Daphne voller Angst, und da schien sie ihm noch reizvoller, wie ihr der Wind beim Laufen das Gewand flattern ließ und hier und da den Körper entblößte, wie er ihr in die Locken fuhr und sie nach hinten wehte. Die Flucht machte sie erst richtig schön. – Da hält es den jungen Gott nicht mehr. Weg mit dem süßen Gerede! Ihr nach!

Wie wenn ein gallischer Jagdhund auf freiem Feld einen Hasen entdeckt, und der eine nach Beute, der andere um sein Leben rennt, und der Hund – gleich packt er zu – schon fast an seinem Opfer hängt, mit der Schnauze schon seine Läufe berührt, doch das Wild, im Zweifel, ob es schon gefasst ist, kann sich mit knapper Not dem Zubiss entziehen und entkommt dem Maul, das hinter ihm ins Leere schnappt – so rennen der Gott und das Mädchen: er von Erwartung gejagt, sie von der Angst. Doch der Jäger ist, von Amor beflügelt, schneller und gönnt der Flüchtigen keine Rast und ist ihr hart auf den Fersen. Sein keuchender Atem erreicht ihr fliegendes Haar, erreicht warm ihren Nacken. Die Kräfte schwinden ihr jetzt, bleich und von der anstrengenden Flucht erschöpft, will sie aufgeben, da sieht sie vor sich das Wasser des Penëus. „Vater!“, ruft sie. „Hilf mir! Wenn ihr Flussgötter Macht habt, dann nimm mir die Gestalt, die bei anderen so viel Gefallen erregt, und verwandle mich!“

Kaum hat sie die Bitte ausgesprochen, legt sich ihr lähmende Last auf die Glieder, geschmeidige Rinde hüllt ihren Körper ein, die Haare wachsen zu Laub, die Arme zu Zweigen. Ihr Fuß, so schnell er eben noch war, stockt und greift

und wurzelt im Boden. Das Gesicht... im Wipfel verschwunden, nur der Glanz ist geblieben.

Doch auch so lässt Apollo nicht von ihr, und wie er den Stamm umfasst, da spürt er noch ihr Herz schlagen. Er will sie umschlingen... und hält nur Äste im Arm, er will sie küssen... und noch immer weicht das Holz davor zurück. Da ruft er: „Da du mir nicht gehören wirst als Frau, so wirst du wenigstens mein Baum sein, Daphne, Lorbeer! Immer wirst von jetzt an *du* der Kranz auf meinem Haar sein und meine Leier und meinen Köcher schmücken. Und immer wenn römische Feldherren unter dem Jubel des Volks im langen Triumphzug zum Kapitäl ziehen, bist du dabei. Und wirst als treue Beschützerin vor Augustus' Palastpforte stehen.“ Da schien es, als neige der Baum seine Krone gleich einem Haupt.

Io

In Thessalien liegt ein Tal, das auf allen Seiten von steilen, bewaldeten Hängen umschlossen ist, Tempe heißt es. Durch dieses Tal wälzt sich, vom Pindusgebirge kommend, wo er entspringt, schäumend der Penäus. An einer Stelle stürzt er als Wasserfall schwer hinab, Wolken von Gischt steigen auf und besprühen die Bäume. Weithin kann man das Tosen hören.

Hier lag die Behausung des Flussgottes, hier residierte er in einer aus dem Fels gehauenen Höhle und sprach den Wellen und ihren Bewohnern, den Nymphen, Recht. Dort besuchten ihn damals die Flüsse des Lands, wussten aber nicht so recht, ob sie ihn wegen der Ereignisse um seine Tochter Daphne beglückwünschen oder trösten sollten. Der pappelgesäumte Spercheüs kam, Enipeus, rastlos wie immer, Apidanus, der alte, und der friedliche Amphrysos und Äas und all die anderen, die sich, nach langem Umherziehen müde, zuletzt ins Meer wälzen. Nur Inachus fehlte. Tief im Innern seiner Grotte saß er und ließ das Wasser steigen durch seine Tränen, denn er beweinte, der Arme, den Verlust seiner Tochter Io. Er wusste nicht, ob sie überhaupt noch lebte, doch da er sie nirgends finden konnte, befürchtete er das Schlimmste.

Sie indessen war, als sie einmal auf dem Heimweg von ihrem Vater war, von Jupiter angesprochen worden: „Kind, Jupiter hättest du verdient und wirst doch bloß einen Sterblichen glücklich machen. Komm mit in den Schatten des tiefen Waldes, solange die Sonne so hoch steht und brennt. Hab’ keine Angst vor den wilden Tieren, die dort lauern! Vertrau’ dich mir an, dem Schutz eines Gottes, und zwar keines geringen! Ja, ich bin der, der die Blitze schleudert... So bleib doch stehen!“ Doch sie lief davon. Da überzog er das Land mit finsternem Wolkendunst, hemmte so ihre Flucht und raubte ihr die Unschuld.

Unterdessen schaute Juno auf diese Gegend herab und wunderte sich, dass plötzlich Nebelschwaden den helllichten Tag verdunkelten, denn weder von einem Fluss noch von der feuchten Erde konnten sie kommen. Sie sah sich um, wo ihr Mann sei – hatte sie ihn doch schon oft bei Heimlichkeiten er tappt –, und als sie ihn im Himmel nirgendwo fand, sagte sie: „Täusche ich mich – oder werde ich betrogen?“ Dann glitt sie vom Himmel, betrat die Erde und erteilte dem Nebel den Befehl sich zu verziehen. Allein, Jupiter hatte bereits ihr Kommen geahnt und Io in eine blendend weiße Kuh verwandelt. Auch als Kuh ist sie schön, das muss selbst Juno, so schwer es ihr fällt, zugeben. Und sie fragt, als kenne sie die Wahrheit nicht, wem sie denn gehöre, woher sie komme und aus welcher Herde sie sei. Um den Fragen nach der Herkunft der Kuh ein Ende zu machen, lügt Jupiter, sie sei aus der Erde entstanden. Da möchte Juno die Kuh zum Geschenk.

Was soll er jetzt tun? Ihr seine Geliebte überlassen? Das wäre grausam. Sie ihr nicht zu geben, würde dagegen Verdacht erregen. Das schlechte Gewissen rät zum Hergeben, seine Liebe, sie zu behalten. Und bestimmt hätte die Liebe über das Gewissen gesiegt, doch der eigenen Frau ein so geringes Geschenk, eine Kuh, zu verweigern – hieße das nicht zuzugeben, dass es gar keine Kuh war? Doch auch nachdem Juno ihre verwandelte Nebenbuhlerin geschenkt bekommen hatte, war sie ihre Sorgen nicht los. Sie hegte ängstlichen Verdacht gegen ihren Mann, weil sie befürchtete, dass man ihr die Kuh wieder stehle, und so gab sie sie dem Argus zur Bewachung.

Argus hatte um den ganzen Kopf herum hundert Augen. Davon schliefen jeweils zwei, die übrigen wachten und blieben auf ihrem Posten. Wie auch immer er stand – er hatte Io im Blick, und selbst wenn er ihr den Rücken zukehrte, entging sie ihm nicht. Tagsüber ließ er sie weiden; wenn die Sonne untergegangen war, sperrte er sie den Stall und legte sie – wie demütigend! – an die Kette. Laub und bitteres Gras musste sie fressen, statt in einem Bett lag sie auf dem nackten Erdboden und trank aus morastigen Flüssen. Als sie einmal bittend die Arme nach Argus ausstrecken wollte, hatte sie keine Arme dazu. Und wie sie darüber klagte, kam nur ein Muhen aus ihrem Mund, ein Ton, der sie entsetzte und sie vor ihrer eigenen Stimme erschrecken ließ.

Eines Tages kam sie zu den Ufern des Flusses, wo sie früher oft gespielt hatte, zum Ufer ihres Vaters Inachus. Als sie im Wasserspiegel die neuartigen Hörner an sich sah, erschrak sie und wich entsetzt vor sich selber zurück. Niemand erkennt sie, auch Inachus nicht. Sie aber läuft ihrem Vater hinterher, läuft ihren Schwestern nach, lässt sich streicheln und bewundern. Der alte Inachus rupft Gras und hält es ihr hin, und sie leckt seine Hände und küsst sie und kann ihre Tränen nicht mehr zurückhalten. Wenn ihr die Worte nur gehorchen würden, würde sie um Hilfe bitten, ihren Namen, ihr Unglück nennen. So scharrt sie, statt zu sprechen, mit dem Huf Buchstaben in den Sand und teilt so ihre Verwandlung mit.

„Oh, was für ein Unglück!“, ruft da der Vater und umklammert Hörner und Hals der verzweifelten Kuh. „Was für ein Unglück!“, stöhnt er. „Bist du’s wirklich, du, meine Tochter, die ich überall gesucht habe? Doch war meine Trauer um dich, als ich dich vermisste, leichter als jetzt, wo du gefunden bist. Du sagst nichts, antwortest nicht, kannst nur noch muhen. Ach, wie ahnungslos hatte ich deine Hochzeit betrieben, habe auf Schwiegersohn und Enkel gehofft! Jetzt musst du dir deinen Mann – einen Bullen! – in einer Kuhherde suchen und in einer Herde kalben. Und mir ist es nicht einmal möglich, meinem Schmerz durch einen freiwilligen Tod ein Ende zu machen. Mein Unglück ist, dass ich ein Gott bin, und weil mir das Tor zum erlösenden Tod verschlossen ist, dehnt sich mein Jam-

mer in alle Ewigkeit fort.“ Und wie er so klagt, schiebt ihn der hundertäugige Argus zur Seite und entzieht die Tochter dem Vater und zerrt sie auf eine andere Weide. Dort setzt er sich auf einen Hügel, von wo er das ganze Gelände im Blick hat.

Aber der Herrscher der Götter kann Ios Leiden nicht länger mit ansehen. Er ruft seinen Sohn Merkur zu sich und erteilt ihm den Auftrag, Ios Bewacher Argus zu töten. Ohne zu zaudern legt Merkur die Flügelschuhe an, packt mit entschlossenem Griff den Schlaf bringenden Zauberstab und setzt seine Kappe auf. Als er fertig ist, jagt er im Sturzflug von der Himmelsburg hinab auf die Erde. Hier legt er Mütze und Schuhe ab, nur den Stab behält er. Damit treibt er Ziegen, die er sich bei seiner Ankunft besorgt hat, wie ein Hirte vor sich her durchs Gelände und spielt dabei auf einer selbst gebauten Rohrflöte.

Von dem ungewohnten Klang und dem kunstvollen Spiel ganz begeistert sagte Argus, als Merkur bei ihm angelangt war: „He, wer bist'n du? Komm her, setz' dich zu mir, hier auf den Stein! Gutes Gras hier fürs Vieh, und Schatten für uns zwei.“ Merkur setzte sich zu ihm und redete und redete und ließ so den Tag unter Gesprächen verstreichen. Dabei versuchte er immer wieder durch Flötenspiel die wachsamen Augen des Argus allmählich einzuschläfern. Der aber kämpfte gegen den Schlaf an und wehrte sich anfangs erfolgreich. Zwar war schon ein großer Teil seiner Augen zugefallen, doch blieben noch genug wach. Vom Klang der Flöte, die er noch nie gesehen hatte, bezaubert, fragte er Merkur, wie sie eigentlich entstanden sei. Und Merkur begann zu erzählen:

Syrinx

„Im kalten Bergland Arkadiens war unter allen Nymphen eine besonders bekannt, sie hieß Syrinx. Nicht nur einmal war sie den Satyrn, die ihr nachstellten, entkommen und manchem Gott im schattigen Wald und auf den üppigen Wiesen. Keusch wie Diana wollte sie leben und diente der Göttin mit ihrer Jagdleidenschaft. Wie diese trug sie ihr Gewand hochgeschürzt, so dass man beide hätte verwechseln können, wie diese handhab-

te sie den Bogen, auch darin waren sie sich ähnlich, doch ihrer war aus Horn, Dianas Bogen dagegen golden. Und als sie eines Tages aus den Bergen kam, erblickte der geile Pan sie. Er hatte einen Fichtenkranz auf dem Kopf, der ihm in die Stirn pikste, und sagte zu ihr...“ Und dann erzählte Merkur weiter, wie Pan zudringlich wurde, wie sie sich seiner erwehrte und durch unwegsames Gelände vor ihm floh und rannte, bis sie vom Fluss Ladon aufgehalten wurde; und wie sie die Flussnympfen bat, sie durch Verwandlung vor Pans Nachstellungen zu schützen; und wie dieser im Glauben, er halte Syrinx im Arm, statt des Mädchens nur ein Schilfrohr umschlang; und wie, als er seufzte, sein Atem übers Rohr strich und ihm einen sanften, klagenden Ton entlockte und der Gott nun, von dieser Musik entzückt, sagte: ‚Das soll ab jetzt die Art sein, wie ich mich mit dir unterhalte.‘ Dann verband er“, so schloss Merkur, „Schilfrohre verschiedener Länge zu einer Flöte, die nun den Namen des verwandelten Mädchens trug: Syrinx.“

Der Tod des Argus. Ios Errettung

Beim Erzählen bemerkte Merkur, wie Argus nach und nach alle hundert Augen zugefallen waren und er fest schlief. Sofort hält er im Reden inne, greift nach seinem Zauberstab und fährt ihm damit sachte über die Lider, so dass sein Schlaf noch tiefer und schwerer wird. Dann zückt er sein Krummschwert, holt aus und trifft Argus, der noch im Schlaf nickt, genau im Nacken zwischen Kopf und Rumpf und stößt ihn blutüberströmt vom Felsen hinab, und im Sturz beschmiert er rot die Klippen.

Da liegst du nun, Argus! Erlöschen das Licht in all deinen Augen, hundert Augen bedeckt von der Schwärze einer einzigen Nacht. Juno nahm diese Augen und setzte sie wie Sterne aufs Gefieder ihres heiligen Vogels und schmückte den Pfauenschweif mit solchen Juwelen.

Über den hinterhältigen Anschlag geriet Juno in Rage und ruhte nicht, sondern hetzte Erinys, die Rachegöttin, auf die Nebenbuhlerin Io, setzte ihr heimliche Stacheln ins Herz und jagte sie durch die ganze Welt, bis sie zuletzt, mit den Kräf-

ten am Ende, zu dir kam, Nil, der letzten Station ihrer Leiden. An deinem Ufer ging sie in die Knie, legte, da sie die Arme nicht ausstrecken konnte, den Kopf in den Nacken, hob den Blick zum Himmel und bat stöhnend und mit klagendem Muehen und unter Tränen Jupiter, ihren Leiden endlich ein Ende zu machen. Jupiter legte versöhnlich den Arm um Junos Schulter, doch erst als er ihr unter Eid versprochen hatte, von Io zu lassen, war Juno besänftigt, und Io wurde wieder in einen Menschen zurückverwandelt: Das Fell verschwindet, die Hörner bilden sich zurück, die Augen wachsen wieder enger zusammen, das breite Maul wird schmal, Schultern und Hände kommen wieder und die Hufe gehen in Finger über. Nichts erinnert mehr an eine Kuh außer der wunderschönen weißen Farbe der Haut. Glücklich darüber, auf zwei Beinen stehen zu können, richtet sich die Nymphe auf, traut sich aber nicht zu sprechen, weil sie große Angst hat, immer noch wie ein Rind zu muhen. Nur schüchtern versucht sie, Worte wiederzufinden, auf die sie so lange verzichten musste.

Als Göttin Isis wurde sie von nun an überall in Ägypten verehrt, und mit ihr verehrte man auch ihren Sohn Epaphus. Und der stammte – da waren sich jedenfalls die Ägypter einig – von wem sonst als von Jupiter.

Phaëthon

Epaphus hatte einen Altersgenossen, der den gleichen stolzen Charakter hatte wie er selbst; Phaëthon hieß er. Sein Vater war der Sonnengott Sol und darauf bildete Phaëthon sich mächtig etwas ein. Er prahlte gewaltig mit seiner Herkunft und wollte Epaphus, der ja Jupiters Sohn war, in nichts nachstehen. Das wiederum ärgerte diesen so sehr, dass er zu ihm sagte: „Du glaubst deiner Mutter aber auch alles, du Trottel, und protzt mit einem falschen Vater, den du dir bloß einbildest!“ Da wurde Phaëthon rot, erst vor Wut, dann, weil er sich schämte. Er lief zu seiner Mutter Klymene und berichtete ihr von der Beleidigung durch Epaphus. „Und was dir sicher besonders weh tut –“, fügte er hinzu, „ich, sonst selbstbewusst und forsch, habe

den Mund halten müssen! Ich schäme mich, dass ich den Vorwürfen nicht widersprechen konnte. Habe ich wirklich einen Gott als Vater? Wenn ja, dann gib mir einen Beweis dafür und bestätige mir meinen Platz im Himmel!“ Bei diesen Worten legte er liebevoll die Arme um den Hals seiner Mutter und bat Klymene um eindeutige Beweise, dass Merops, Klymenes Ehemann, sein Stiefvater, Sol aber sein leiblicher Vater sei.

Da hob Klymene – ob nun Phaëthon zuliebe oder aus Empörung über den Vorwurf – die Arme zum Himmel, blickte zur Sonne und sagte: „Bei diesem Licht, bei den Strahlen der Sonne, die uns hört und sieht, schwöre ich dir, dass du der Sohn dieser Sonne bist, die du dort oben erkennst und die die Erde lenkt! Lüge ich, dann soll Sol selbst sich meinem Blick entziehen und das Licht, das ich jetzt schaue, soll das letzte sein, was meine Augen sehen. – Doch der Weg zum Palast deines Vaters, von wo er jeden Morgen aufgeht, ist doch so weit und beschwerlich nicht. Wenn es dir keine Ruhe lässt, dann geh hin und frag ihn selbst!“

Sogleich stürmt Phaëthon los. Besessen vom Gedanken an den Himmel zieht er durch Äthiopien, durchquert das Land der sonnenverbrannten Inder und eilt, ohne Rast zu machen, dem Aufgang seines Vaters im Osten zu.

Buch II

Sols Palast ragte mit riesigen Säulen empor. In glänzendem Gold erstrahlte er, und wo er aus Goldbronze war, leuchtete er wie Feuer. Hell schimmerten die Elfenbeinverzierungen am Giebel und die Flügel des Portals blinkten silbern. Doch die künstlerische Ausführung übertraf noch bei weitem das Material. Denn Vulkan hatte darauf in getriebener Arbeit das Meer geschaffen, wie es das Land in der Mitte umgibt, den Erdkreis und den Himmel darüber. In den Wellen tummeln sich Götter mit blauschwarzem Haar: Triton mit seinem Muschelhorn, Proteus, der Verwandlungskünstler, und Ägäon, der sich mit seinen hundert Armen an die gewaltigen Rücken von Wällen klammert. Und Doris ist da mit ihren Töchtern: Einige schwimmen im Wasser, reiten gar auf Fischen durchs Meer, andere sitzen auf den Klippen und trocknen ihr grünes Haar. Jede hat ihren eigenen Gesichtsausdruck und doch ähneln sie sich wieder so, wie Schwestern sich ähnlich sehen. Die Erde trägt Menschen und Städte, Wälder und Tiere, Flüsse, Nymphen und andere Gottheiten der Natur. Und über allem steht das Abbild des Firmaments im Glanz der Sterne, und sechs Tierkreiszeichen sind auf dem rechten Türflügel, sechs auf dem linken.

Sobald Klymenes Sohn auf steilem Pfad hier oben angekommen war und den Palast seines Vaters – sofern er denn sein Vater ist – betreten hatte, lenkte er die Schritte hin zu ihm und blieb dann doch in einiger Entfernung stehen, weil er den Glanz, der von ihm ausging, nicht ertragen konnte. In Purpur

gekleidet saß Sol auf einem Thron, der von Smaragden funkelte; rechts und links von ihm standen der Tag und der Monat, das Jahr und die Jahrhunderte und in gleichen Abständen die Stunden. Der Frühling stand dort, einen Blütenkranz auf dem Kopf, und der nackte Sommer, der trug einen Kranz von Ähren, auch der Herbst, vom Keltern noch mit dem Saft der Trauben bespritzt, und der Winter mit struppigem eisgrauem Haar.

Da erblickte Sol, dem ja nichts entgeht, von seinem Platz aus den Jungen, wie er von der ungewohnten Umgebung eingeschüchtert da stand, und sagte zu ihm: „Was führt dich hierher, Phaëthon? Was suchst du in meiner Burg, mein Junge?“ Und er erwiderte: „Licht du, der du für jeden Menschen auf der ganzen Welt unterschiedslos leuchtest, Vater – wenn ich dich denn so ansprechen kann und Klymene mir die Wahrheit sagt – Vater, gib mir einen Beweis, damit man mir glaubt, dass ich dein Sohn bin! Und nimm alle Zweifel und Ungewissheit von mir!“ Da nahm sein Vater den gleißenden Strahlenkranz von seinem Haupt, damit Phaëthon näher treten konnte, schloss ihn in die Arme und sprach: „Niemand soll sagen dürfen, du seist nicht mein Sohn – das hast du nicht verdient, und Klymene hat dir über deine Herkunft die Wahrheit gesagt. Damit dir nun jeder Zweifel genommen ist, wünsche dir ein beliebiges Geschenk, und du sollst es aus meiner Hand haben! Zeuge meines Versprechens sei die Styx, der Fluss der Unterwelt, bei dem alle Götter schwören und den ich noch nie gesehen habe.“ Er hatte noch nicht richtig zu Ende gesprochen, da bittet der Junge um den Sonnenwagen des Vaters und um die Erlaubnis, einen Tag lang das Gespann lenken zu dürfen.

Sofort bereute der Vater seinen Schwur. Drei-, viermal schüttelte er den Kopf und sagte: „Unbesonnen, so stellt sich jetzt durch deine Bitte heraus, war mein Versprechen. Könnte ich es doch bloß zurücknehmen! Nur dieses eine, mein Junge. Ich kann dir nur dringend abraten, denn was du dir wünschst, ist gefährlich! Du verlangst etwas, dem du in deinem Alter, mit deinen Kräften nicht gewachsen bist. Du bist sterblich, doch das, worum du bittest, setzt Unsterblichkeit voraus. Aber noch nicht einmal den anderen Unsterblichen steht zu, was du – ahnungslos wie du bist – beanspruchst. Keiner von ihnen,

mag er sich noch so viel einbilden, schafft es, auf dem Feuerwagen zu stehen, außer mir. Selbst der Herrscher auf dem unermesslichen Olymp, er, der mit furchtbar furchtloser Hand die nicht zu bändigenden Blitze schleudert, selbst er kann diesen Wagen nicht lenken.

Am Anfang ist der Weg steil und selbst die am Morgen noch frischen Pferde schaffen ihn kaum. Dann, in der Mitte des Himmels, ist er schwindelerregend hoch. Von dieser Höhe auf Meer und Erde herabzuschauen, verursacht sogar mir oft Angst und vor Beklemmung schlägt mir das Herz bis zum Hals. Das letzte Stück ist abschüssig und erfordert einen sicheren Wagenlenker. Tethys, die Göttin des Meeres, hat jedesmal Angst, dass ich abstürze.

Dazu kommt, dass der Himmel sich ununterbrochen in einer wilden Drehung befindet und dabei die Sterne oben mit sich reißt. Ich kann mich erfolgreich dagegenstemmen und den Wagen in der Spur halten. Aber du? Stell dir vor, du hättest den Wagen. Was willst du dann tun? Was kannst du den Kräften dieser Drehung entgegensetzen, ohne dich von ihnen mitreißen zu lassen? Du stellst dir vielleicht einen Himmel vor mit Hainen, mit Städten der Götter und Heiligtümern voller Weihgeschenke. Nein, der Weg führt dich vielmehr mitten durch Gefahren, die dort oben auf dich lauern und durch die du hindurch musst, selbst wenn du auf dem rechten Weg bleibst: die Sternzeichen wilder Tiere! Die Hörner des Stiers, der sich dir in den Weg stellt, der Bogen des Schützen, das gierige Maul des Löwen, die gefährlichen Scheren von Skorpion und Krebs. – Und dann die Pferde des Gespanns selbst: feurig sind sie und schnauben Feuer aus Maul und Nüstern. Wie willst du sie lenken? Hitzig wie sie sind, lassen sie sich ja kaum von mir bändigen und sträuben sich gegen die Zügel!

Sieh dich vor, mein Junge, dass dir mein Geschenk nicht das Genick bricht! Oder besser: ändere deinen Wunsch, solange es noch geht! Gut, du willst einen Beweis dafür, dass ich dein Vater bin. Bitte, ich gebe ihn dir durch meine Angst um dich. Meine Angst ist die eines Vaters, der um seinen Sohn bangt. Ist das nicht Beweis genug? Schau mir in die Augen! Ach, könntest du noch tiefer mir bis ins Herz schauen, du würdest erken-

nen, wie groß der darin verborgene Kummer deines Vaters ist. Sieh dich um in der Welt, und von allen Reichtümern, die sie bietet, ob auf der Erde, im Himmel oder im Meer, fordere, was dir gefällt – nichts will ich dir abschlagen. Den ersten Wunsch aber nimm zurück! Er ist eine Strafe, kein Geschenk. Willst du eine Strafe statt eines Geschenks, Phaëthon? Ich will dir jeden Wunsch erfüllen, das habe ich bei der Styx geschworen. Aber sei vernünftiger bei dem, was du dir wünschst!“

Doch Phaëthon verschließt sich den Ermahnungen des Vaters, besteht auf seinem Vorsatz und ist Feuer und Flamme, den Wagen fahren zu dürfen. So führt denn der Vater – er hatte es so lange wie möglich hinausgezögert – den Jungen zum Wagen, einem Geschenk des Vulkan. Aus Gold ist die Achse, die Deichsel aus Gold, golden die Felgen und der Kranz der Speichen aus Silber. Das Joch ist mit einer Reihe von Edelsteinen dicht besetzt, in denen sich das Licht der Sonne spiegelt. Und während Phaëthon das Kunstwerk erwartungsfroh bestaunt, öffnet, früh erwacht, im Schimmer des Ostens Aurora, die Göttin des Morgens, ihr purpurfarbenes Tor und die Hallen voller Rosen. Da fliehen die Sterne auseinander, nur der Morgenstern bleibt bis zum Schluss auf seinem Posten, dann geht auch er.

Als Sol ihn zur Erde sinken und die Welt in Morgenrot getaucht sah, und wie die Sichel des Mondes verblasste, ließ er die Horen die Pferde anspannen. Unverzüglich führten sie den Befehl aus, holten die feuerschnaubenden Rosse, satt von Ambrosia, aus dem Stall und legten ihnen das klirrende Geschirr an. Dann bestrich der Vater das Gesicht seines Sohnes mit Salbe, um es gegen die Flammen zu schützen, setzte ihm den Strahlenkranz auf und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Wenn du kannst, folge wenigstens jetzt dem Rat deines Vaters: Schone die Peitsche und halte dafür die Zügel umso fester! Die Pferde gehen von allein. Die Schwierigkeit besteht für dich darin, sie im Zaum zu halten. Und nun zu deinem Weg: Fahre nicht einfach durch die fünf geradlinigen Zonen am Himmel. Dein Weg schneidet sie schräg und verläuft in weitem Bogen; er berührt nur drei von ihnen und meidet die Pole im Süden und Norden. Folge den Wagenspuren! Damit Himmel und Erde die gleiche Wärme erhalten, lenke den Wagen nicht zu hoch und

nicht zu tief! Kommst du zu hoch, steckst du am Himmel die Paläste der Götter in Brand, zu tief verbrennst du die Erde. Am sichersten fährst du in der Mitte. Dein Wagen soll auch nicht zu weit nach rechts kommen zur geringelten Schlange oder zu weit nach links zum Sternbild des Altars. Bleib zwischen den beiden! Alles andere überlasse ich dem Schicksal. Soll es dir besser helfen als du dir selbst... Doch ich rede und rede, und währenddessen hat die taufeuchte Nacht schon den äußersten Westen erreicht. Es ist höchste Zeit! Man ruft uns. Aurora hat mit ihrem Glühen die Dunkelheit schon vertrieben.

So, dann nimm jetzt die Zügel in die Hand. Oder falls du doch noch deine Absicht ändern solltest, nimm meinen Rat an, nicht meinen Wagen, solange es noch möglich ist und du festen Boden unter den Füßen hast und keinen schwankenden Wagen, den du zudem nicht kennst. Lass *mich* der Welt das Licht bringen und schau *du* ihm aus sicherer Entfernung zu!“ Doch Phaëthon steht schon auf dem Wagen, der Junge, viel zu leicht, greift erwartungsfroh nach den Zügeln und ruft dem Vater, der es lieber nicht hören möchte, ein „Danke“ zu.

Wiehernd stampfen unterdessen die Pferde schon voller Ungeduld auf der Stelle. Feuer und Hitze und Glut heißen sie und Flamme das vierte. Und als Tethys die Bahn freigibt und ahnt nichts vom Schicksal des Enkels, und wie nun der offene Himmel vor ihnen liegt, stürmen sie los und zerfetzen mit ihren galoppierenden Hufen die Wolken, die ihnen im Weg sind. Von ihren Flügeln emporgetragen überholen sie sogar den Wind, der aus Osten weht. Doch das Gewicht des Wagens war ihnen zu leicht, der gewohnte Druck auf dem Joch fehlte, die bändigende Hand des erfahrenen Lenkers am Zügel. Wie ein leeres Schiff, ohne Ballast viel zu leicht, gleich einer Nusschale steuerlos auf den Wellen hüpfte, so wurde der Wagen hin und her geschleudert und machte Luftsprünge, als sei er leer. In wildem Galopp stürmten die Pferde, wie sie wollten, nicht wie Phaëthon wollte, gingen durch und verließen den vorgegebenen Weg. Da gerät Phaëthon in panischen Schrecken, weiß nicht, wie er die Zügel führen soll, weiß nicht mehr, wo der richtige Weg ist, und selbst wenn er es wüsste, er würde der Pferde nicht mehr Herr. (Damals wurde zum ersten-

mal den Bären heiß im eisigen Sternbild und sie versuchten, was ihnen noch nie gelungen war, ins Meer zu tauchen, vergeblich. Und die Schlange am frostigen Pol, früher gefahrlos, da die Kältestarre sie unschädlich machte, erwärmte sich und wurde durch die Glut neuerdings gefährlich und wild. Auch du, Hüter des Großen Wagens, sollst bestürzt geflohen sein, wenn auch langsam, weil dein schwerer Wagen dich hemmte). Und als Phaëthon vom Äther ganz oben auf die tief, tief unter ihm liegenden Länder herabblickt, wird er leichenblass, die Knie zittern ihm vor Schreck und das grelle Licht lässt ihm schwarz vor Augen werden. Jetzt hätte er die Pferde seines Vaters am liebsten nie gesehen, hätte am liebsten nie von seiner Herkunft erfahren und wäre am liebsten der Sohn des Merops. Wie ein Steuermann vor dem Sturm kapituliert, ihm das Ruder überlässt und sich nur noch den Göttern anvertrauen kann, so lässt Phaëthon sich willenlos im Wagen hinter dem Viergespann dahinschleppen – und es liegt noch der weitaus größte Teil der Strecke vor ihm. Mal schaut er nach vorne, wo die Sonne untergehen soll – er wird sein Ziel nie erreichen –, mal zurück dorthin, wo sein Aufstieg begann. Ratlos, wie er ist, weiß er nicht, was er tun soll. Wie gelähmt lässt er die Zügel weder locker noch hat er die Kraft sie kurz zu halten noch kann er die Pferde mit Namen anrufen, er weiß sie nicht. Da sieht er auf einmal vor sich den ganzen Himmel übersät mit Bildern bedrohlicher, schauriger Tierwesen. In heilloser Angst versetzt ihn der Skorpion, wie er mit gekrümmten Scheren und gifttriefendem Stachel nach ihm zielt. In blankem Entsetzen und Todesangst lässt er die Zügel fahren, und als die Pferde spüren, dass die Zügel ihnen locker auf den Rücken klatschen, brechen sie aus, gehen durch und sind von niemandem mehr zu halten. Den Wagen hinter sich her reißend stoßen sie gegen Sterne, steigen bald jäh nach oben, bald stürzen sie Hals über Kopf in die Tiefe und kommen der Erde gefährlich nahe. Und Luna, die Mondin, staunt, dass die Pferde ihres Bruders so tief unter ihren eigenen laufen.

Da fangen die ersten Wolken Feuer und verdampfen, und dann wird auch die Erde von Flammen erfasst, zuerst an den höchsten Punkten. Der Boden, ausgetrocknet, bekommt

Risse. Grau werden die Wiesen, das Laub der Bäume steht in Flammen und das trockene Korn ist die beste Nahrung für das lodernde Feuer. Doch das ist erst der Anfang und nichts im Vergleich mit dem, was noch zu beklagen ist. Ganze Städte fallen samt ihren Mauern den Flammen zum Opfer, ganze Völker verwandelt der Brand in Asche. Wälder brennen und Berge: der Athos, der Taurus, der Tmolus, der Öta, jetzt ausgetrocknet der sonst so wasserreiche Ida und der Helikon, die Heimat der Musen, und der Hämus. Es glüht von innen und außen der Ätna, beide Gipfel des Parnass stehen in Flammen, auch der Eryx und der Kynthus, der Othrys und das Rhodopegebirge, jetzt ohne Schnee auf dem Gipfel, der Mimas und der Dindymus und Kap Mykale und der Kithäron, auf dem die Bacchusfeiern stattfinden. Sein eisiges Klima nützt Skythien nichts mehr, es brennt. Auch der Kaukasus und der Ossa, der Pindus und, höher als beide, der Olymp, es brennen die Alpen und es brennt, sonst in Wolken gehüllt, der Apennin.

Da sieht Phaëthon die Erde an allen Ecken und Enden in Brand und hält die gewaltige Hitze nicht mehr aus. Luft, heiß wie aus einem Glutofen, raubt ihm den Atem. Er spürt, wie sein Wagen zu glühen beginnt. Der Asche und der Funken kann er sich kaum mehr erwehren und ist ganz in beißenden Qualm gehüllt. Im pechschwarzen Rauch sieht er nicht, wohin er fährt oder wo er überhaupt ist, und wird vom Mutwillen der Pferde einfach mit fortgerissen.

Damals sollen, so heißt es, die Völker Äthiopiens schwarz geworden sein, weil durch die Hitze das Blut an die Oberfläche des Körpers bis in die äußere Hautschicht gestiegen sei. Damals auch trocknete Libyen zur Wüste aus, da die Hitze alle Feuchtigkeit aus der Erde gesogen und verdunstet hatte. Dort wo einst ihre Quellen und Seen waren, sitzen nun mit aufgelöstem Haar weinend die Nymphen. Böotien sucht seine Dirke-Quelle, Argos die Amygone, Korinth die Pirene. Nicht einmal breite Ströme bleiben verschont. In der Mitte des Bettes, wo an der tiefsten Stelle noch Wasser war, saß dampfend der Flussgott Tanaïs, und so erging es vielen: dem alten Penëus, dem Kaïkus, dem schnellen Ismenus, Erymanthus, Xanthus, der später noch einmal brennen sollte, dem gelben Lykormas

und dem verschlungenen Mäander, Melas und Eurotas. In Babylon brannte der Euphrat, es brannten der Orontes und der Thermodon mit seiner starken Strömung, Ganges und Phasis und Donau. Kochend brodelte der Alphëus; das Gold, das der Tagus mit sich führte, schmolz; die Ufer des Sperchëus, des Kaÿstrus standen lichterloh in Flammen, und sie, die sonst mit lieblichem Gesang seine Auen erfüllten, die Flussvögel, verglühten mitten im siedenden Wasser. Voller Entsetzen floh der Nil in den letzten Winkel der Erde und verbarg sein Haupt (und versteckt es noch immer) – staubig und leer blieben die sieben Mündungen zurück, zum Tal geworden das Flussbett, Flussläufe ohne Fluss. Dasselbe Geschick ereilte den Hebrus in Thrakien und den Strymon und die Flüsse im Westen: die Rhône, der Rhein, der Po trockneten aus und der Tiber, an dessen Ufern einst die Hauptstadt der Welt sich lagern sollte.

Der Boden reißt auf und durch die Spalten dringt Licht bis in den Tartarus hinab und versetzt den Herrscher der Unterwelt und seine Gemahlin in Schrecken. Der Meeresspiegel sinkt, und wo eben noch Gewässer waren, dehnt sich nur trockene, sandige Weite. Berge, die vorher unter Wasser lagen, kommen zum Vorschein und verdoppeln die Zahl der bekannten Inseln. Zum Grund hinab tauchen die Fische. Delphine wagen nicht mehr mit gebogenem Rücken den Sprung übers Wasser. Leblos treiben Robbenleiber mit dem Bauch nach oben. Selbst Nereus soll sich mit seiner Frau und den Töchtern tief unter Wasser in Grotten verborgen haben, wohin die größte Hitze noch nicht gelangt war. Dreimal hatte Neptun wütend versucht, seinen Arm aus dem Wasser zu strecken, und jedesmal hatte er sich ihn an der glühend heißen Luft versengt.

Die Mutter Erde, umgeben vom Meer, voller Seen und Quellen, die nun in ihrem schattigen Inneren Schutz gesucht hatten, erhob verzweifelt ihr Gesicht, hielt schützend die Hand vor die Stirn, ließ, mehr als gewöhnlich in sich zusammengesunken, alles gewaltig erzittern und sprach, vertrocknet bis in die Kehle, mit heiserer Stimme: „Wenn das dein Entschluss ist, Jupiter, und ich das verdient habe, warum lassen dann deine Blitze noch auf sich warten? Soll ich ein Raub der Flammen werden, dann lieber durch deinen Blitz, es wäre tröstlich für

mich. Vor Hitze kann ich den Mund kaum öffnen, um zu dir zu sprechen. Hier, schau, mein versengtes Haar, die Asche auf Kopf und Augen! Ist das der Lohn, ist das der Dank für meine Fruchtbarkeit, für meine Leistung? Dafür dass ich die Wunden durch Pflug und Hacke ertrage und mich das ganze Jahr schinden lasse? Dass ich dem Vieh das Laub, den Menschen das Korn und euch den Weihrauch liefere? Doch nimm einmal an, ich hätte den Tod verdient – was hat das Wasser, dein Bruder Neptun, damit zu tun? Warum schrumpft das Meer, sein ihm zugeteilter Lebensraum, und ist weiter vom Himmel als je? Wenn aber ich und dein Bruder dir gleichgültig sind, dann hab wenigstens mit dem Himmel Mitleid! Schau dich um: die beiden Pole rauchen schon. Wenn sie vom Feuer zerstört sind, stürzen eure Paläste ein. Da, selbst Atlas leidet, weil er die glühende Himmelsachse auf seinen Schultern nicht mehr halten kann. Wenn Meer und Erde und Himmel untergehen, versinken wir wieder im früheren Chaos! Rette vor den Flammen, was noch zu retten ist, und lass die Welt nicht im Stich!“ Sie konnte nicht weiterreden, denn sie hielt die Hitze nicht länger aus. Sie barg ihr Gesicht in sich selbst und zog sich in Höhlen zurück tief im Inneren, ganz nahe an der Unterwelt.

Da ruft der allmächtige Göttervater alle Himmlischen, auch den, der seinen Wagen hergegeben hatte, zu Zeugen an, dass alles dem Untergang geweiht sei, wenn er nicht helfend eingreife. Er steigt auf die Zinnen der Burg, von wo er gewöhnlich das weite Land mit Wolken überzieht und von wo er Donner und zuckende Blitze schleudert. Aber da waren keine Wolken mehr, das Land zu überziehen, kein Regen, mit ihm die Erde zu löschen. So donnert er, holt bis weit hinter den Kopf aus mit dem Blitz und schleudert ihn auf den Wagenlenker und macht so seiner Fahrt und seinem Leben ein Ende und erstickt mit einer gewaltigen Explosion das Feuer. Die Pferde scheuen, reißen sich los vom Joch und sprengen mit zerfetzten Zügeln in verschiedene Richtungen davon. Hier liegt Zaumzeug, dort, von der Deichsel abgerissen, die Achse, dort die Speichen geborstener Räder und weit verstreut sind die Reste und Trümmer des Wagens.

Phaëthon selbst stürzt mit rotflammendem Haar kopfüber und in weitem Bogen wie eine Sternschnuppe vom Him-

mel. Fern von seiner Heimat, am anderen Ende der Welt stürzt er zischend in den Strom des Eridanus. Hesperische Najaden betten seinen vom Blitz noch rauchenden Leichnam im Grab und setzen ihm einen Grabstein, auf dem steht: „Hier ruht Phaëthon, der Lenker von seines Vaters Wagen. Meisterte er ihn auch nicht, so stürzte er doch als einer, der Großes gewagt hatte.“

Im Schmerz der Trauer verhüllte Phaëthons Vater sein Haupt. So soll damals, wenn man dem Glauben schenken kann, ein ganzer Tag ohne Sonne vergangen sein. Nur die Brände spendeten Licht – so hatten sie sogar noch einen Nutzen. Klymene aber, die Mutter, zerriss, nachdem sie alles gesagt hatte, was man in so schwerem Unglück sagen muss, in besinnungsloser Trauer ihr Kleid und durchstreifte die ganze Welt auf der Suche nach dem Leichnam des Sohnes und findet ihn bestattet an fremden Ufern. Dort wäscht sie seinen Namen im Marmor des Grabsteins mit ihren Tränen und wärmt ihn mit ihrer entblößten Brust.

Die Heliaden, die Töchter des Sonnengottes

Groß ist auch die Trauer der Heliaden. Die Töchter der Sonne weinen um ihren Bruder und bringen dem Tod sinnlos ihre Tränen als Spende ans Grab. Sie schlagen sich an die Brust, rufen Tag und Nacht seinen Namen, wo er doch ihre unglücklichen Klagen nicht mehr hört, und werfen sich auf sein Grab. Viermal hatte der Mond die Sichel zur Scheibe gefüllt, und noch immer lassen die Schwestern nach ihrem Brauch – es war inzwischen ein Brauch geworden – ihrem Jammer freien Lauf. Als eine von ihnen, Phaëthusa, die älteste, sich zu Boden werfen will, ruft sie auf einmal ganz erschrocken, sie könne ihre Beine nicht mehr bewegen. Da versucht ihr die hübsche Lampitië zu Hilfe zu kommen, doch ihr Fuß wächst plötzlich als Wurzel in den Boden und hält sie zurück. Die dritte rauft in Trauer das Haar – und reißt sich Blätter vom Kopf. Eine andere merkt, wie ein

Stamm schmerzhaft von ihren Beinen Besitz ergreift, und wieder eine, wie ihre Arme sich zu Ästen strecken. Und während alle entsetzt dastehen, umhüllt Rinde ihre Hüften und legt sich nach und nach um Bauch, Brust, Schultern und Arme. Nur der Mund ist noch da und ruft nach der Mutter.

Was soll die Mutter anderes tun, als von einer zur anderen zu laufen, planlos, und Küsse zu verteilen, solange es geht? Doch das ist ihr zu wenig; sie versucht, die Körper wieder aus den Stämmen zu reißen und bricht mit den Händen die noch frischen Äste ab. Da quellen Blutstropfen hervor wie aus einer Wunde. „Hör auf, bitte, Mutter!“, ruft eine, weil sie verletzt ist. „Bitte, hör auf! Wenn du am Holz zerrst, zerreißt du uns selber, unseren Körper!“ Da legt sich Rinde über ihren Mund und verschlingt ihr letztes Abschiedswort. Nur Tränen rinnen noch aus dem Holz, tropfen von den jungen Zweigen herab – aber dann sind es auch keine Tränen mehr, sondern, von der Sonne gehärtet, Tropfen von Bernstein. Die nimmt der klare Strom auf und schickt sie den Frauen von Latium, ihn als Schmuck zu tragen.

Kyknus

Zeuge dieser erstaunlichen Ereignisse war Kyknus, der Sohn des Sthenelus. Obwohl er mütterlicherseits mit dir, Phaëthon, verwandt war, bestand eine noch viel engere geistige Verwandtschaft und Nähe zu dir. In tiefer Trauer über deinen Tod hatte Kyknus seinen Palast verlassen (er war Herrscher über Ligurien) und seine Klagen hallten nun über die grünen Uferauen des Eridanus und verloren sich in dem Pappelwald, der inzwischen durch die verwandelten Schwestern größer geworden war, als auf einmal seine Stimme schwächer wird. Gleichzeitig legt sich über das Haar weißer Flaum, lang streckt sich der Hals von der Brust aus nach vorn, die Zehen, jetzt rot, verbinden Häute miteinander, Schwingen bedecken anstelle der Arme die Seite, und wo der Mund war, ist jetzt ein stumpfer Schnabel: ein Vogel ist

er jetzt, völlig neu entstanden, ein Schwan. Jupiter und dem Himmel traut er nicht, als erinnere er sich an dessen zu Unrecht geschleuderten Blitz. Teiche sucht er statt dessen auf und weite Seen, und weil er Blitz und Feuer hasst, hat er sich als Lebensraum das Wasser gewählt, den stärksten Feind des Feuers.

Sols Trauer und Wut

Unterdessen hat unendlicher Kummer Phaëthons Vater niedergedrückt, seinen einst strahlenden Glanz hat er völlig verloren wie immer dann, wenn er, die Welt verfinsternd, sich ihr entzieht. Licht hasst er jetzt und sich selbst und den Tag, gibt sich ganz seinem Gram hin, empfindet neben Trauer auch Zorn und verweigert der Welt seinen Dienst. „Rastlos genug“, sagte er, „war von Beginn der Welt an mein Amt, und Widerwillen erregt mir die tägliche Plackerei, Plackerei ohne Ende und ohne Anerkennung. Soll doch, wer will, den Wagen mit dem Himmelslicht lenken! Findet sich keiner und geben die anderen Götter zu, dass sie's nicht können, dann soll Jupiter es doch selber tun, um wenigstens, solange er sich an meinen Zügeln erprobt, um wenigstens dann die Blitze aus der Hand zu legen, die Vätern die Kinder nehmen. Und wenn er dann die unbändige Kraft der Rosse, deren Hufe Feuer schlagen, am eigenen Leib erfahren hat, wird er erkennen, dass nicht gleich den Tod verdient hat, wer sie nicht so gut lenken konnte.“

Sol spricht noch – da stehen schon die Götter alle um ihn herum und drängen ihn händeringend dazu, doch nicht die Welt im Dunkeln zu lassen. Jupiter entschuldigt sich sogar für den geschleuderten Blitz und fügt, wie Könige so sind, den Bitzen noch Drohungen hinzu. Da fängt der Sonnengott die von panischem Schrecken noch immer kopflosen Pferde ein und rasend vor Schmerz und Wut drischt er mit Stachel und Peitsche auf sie ein. Denn er wütet und macht ihnen Vorwürfe und gibt ihnen die Schuld am Tod seines Sohnes.